

Einführung in das Thema der Tagung

Christoph Deutschmann

Diese Tagung ist kein Routineunternehmen, sondern sowohl vom Thema wie von der Zusammensetzung der Teilnehmer her ein Experiment gewesen. Eine so große Zusammenkunft von Japanologen und am Thema Japan arbeitender Sozialwissenschaftler hat es in der Bundesrepublik bisher wohl kaum gegeben. Daß sie zustande gekommen ist, zeigt, daß der Wunsch nach mehr Zusammenarbeit auf beiden Seiten stärker geworden ist. Auf der Seite der Japanologen gibt es das schon lange schwelende Unbehagen über die ausschließlich geistesgeschichtliche Orientierung vieler Vertreter dieses Fachs, die zunehmend als einseitig empfunden wird. Kritisiert wird, daß Forschung und Lehre allzu oft genau das aussparen, was heute von Japanologen immer dringlicher erwartet wird, nämlich Kenntnisse über die Kultur und Gesellschaft des heutigen Japan zu vermitteln. Abhilfe versprechen sich die Kritiker von einer verstärkten Öffnung des Fachs zu den Sozialwissenschaften hin, wobei ganz verschiedene Disziplinen, die Soziologie, die Politikwissenschaft, zum Teil auch die Theorie der Wirtschaftspolitik und die betriebswirtschaftliche Organisationslehre angesprochen sind. Auf dem vergangenen Japanologentag in Hamburg hat sich eine Gruppe von Mitgliedern der „Zunft“ zusammengefunden, die versucht, diese Öffnung zu den Sozialwissenschaften hin zu entfalten. Ihrer Initiative ist es zum großen Teil zu verdanken, daß diese Konferenz zustande gekommen ist.

Auf der Seite der Sozialwissenschaftler ist der Wunsch nach mehr Zusammenarbeit bisher noch nicht so eindeutig formuliert worden. Aber die Zahl der am Thema „Japan“ arbeitenden Soziologen, Politikwissenschaftler, zum Teil auch Ökonomen ist in den letzten Jahren auch in der Bundesrepublik deutlich gestiegen, und ich glaube, daß sich bei ihnen eine Interessenlage herausgebildet hat, die der der Japanologen in vieler Hinsicht komplementär ist. Das gegenwärtige Japan ist auch für die Sozialwissenschaften zu einem unabweisbaren Thema geworden. Denn die Zeiten, in denen Japan nur mit den von seiner Wirtschaft exportierten Waren bei uns präsent war, die japanische Gesellschaft selbst aber noch als ein uns höchst entrücktes Phänomen von höchstens exotischem Interesse erschien, sind ja längst vorbei. Zu erinnern ist an die immer zahlreicheren japanischen Unternehmen, die sich in Europa und auch in der Bundesrepublik niederlassen, oder auch an die aus Japan stammenden Organisations- und Sozialtechniken, die in vielen westlichen Firmen schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden sind. Wir erleben einen weltweiten Integrationsschub der Wirtschaft, dessen am meisten dynamisches Element nicht mehr Westeuropa und die USA, sondern Japan und andere ostasiatische Länder sind.

Es war nur natürlich, daß es erst einmal die Wirtschaftswissenschaftler waren, die sich für die Analyse dieses Prozesses zuständig gefühlt haben. Sie haben schon dadurch einen methodologischen Startvorteil, daß sie über ein international standardisiertes begriffliches und statistisches Instrumentarium verfügen. Was Preise, Löhne und Zinsen sind, wird überall auf der Welt verstanden, das Hantieren mit Wachstumsraten und Produktivitätsindizes setzt mathematische Fähigkeiten, aber kein besonderes kulturelles Einfühlungsvermögen voraus.

Vermittelt über den wirtschaftlichen Integrationsprozeß rückt uns aber auch die japanische Gesellschaft selbst zunehmend auf den Leib. Wie japanische Kinder im internationalen schulischen Leistungsvergleich abschneiden, um wieviele Stunden pro Jahr japanische Ingenieure länger arbeiten als deutsche, wie es die japanische Gesellschaft mit der Sonntagsruhe hält, sind zunehmend diskutierte Fragen von wirtschaftlicher wie von gesellschaftspolitischer Bedeutung. Schon ist von einer Tendenz zur „Japanisierung“ der Arbeitsbeziehungen und sogar des westlichen Rechts die Rede. Der wirtschaftliche Erfolg Japans zwingt uns zunehmend, uns auch mit der japanischen Gesellschaft auseinanderzusetzen. Hier sind nun die Sozialwissenschaftler gefordert, die aber methodologisch nicht in der gleichen komfortablen Lage sind wie die Wirtschaftswissenschaftler. Sie haben während ihrer Ausbildung irgendwann einmal gehört, daß neben dem unentbehrlichen quantitativen Instrumentarium auch Sinnverstehen zu ihrem Handwerkszeug gehört, und was von ihnen in bezug auf Japan erwartet wird, ist Kompetenz bei der Interpretation von gesellschaftlichen Normen, Symbolen, Institutionen. Genau diese Kompetenz können die meisten Sozialwissenschaftler aber nicht bieten; schon wegen der fehlenden Sprachkenntnisse beschränken sie sich darauf, im Fahrwasser der Ökonomen zu segeln. Sie beschäftigen sich fast allein mit Industrie- und Wirtschaftsthemen (für die man gewiß auch das meiste Geld bekommt) und klammern diejenigen gesellschaftlichen Sphären aus, bei denen man sich weniger leicht über das Problem mangelnder interpretativer Kompetenz hinwegmogeln kann, so die Bereiche der Sozialisation, der Familie, Erziehung, der politischen Bewegungen. Sie benutzen wie die Ökonomen einen standardisierten Begriffsapparat, der auf quantitativ vergleichende Analysen hin zugeschnitten ist. Die Frage, ob hier nicht in Wahrheit Unvereinbares über einen Leisten geschlagen wird, bleibt unbedacht. Industriosozologen pflegen z.B. von der „Arbeitsmoral“ in Japan zu sprechen, ohne zu prüfen, ob man unseren historisch und kulturell ja erheblich vorbelasteten Moralbegriff überhaupt auf Japan übertragen kann. Oder: In Loccum hat 1987 eine Tagung über „Berufliche Bildung in der Bundesrepublik Deutschland und Japan“ stattgefunden. Aber gibt es in Japan überhaupt so etwas wie den „Beruf“? Diese Beispiele ließen sich fortsetzen.

Ich denke, daß das Unbehagen über diesen unreflektierten Gebrauch sozialwissenschaftlicher Begriffe zunimmt. Gefragt ist eine interpretativ kompetentere Japan-Forschung, als wir sie heute haben. Sie erfordert die Zusammenarbeit zwischen Sozialwissenschaftlern und Japanologen, in der die Sozialwissenschaftler den hermeneutischen und philologischen Beistand der Japanologen

ebenso benötigen wie die Japanologen den erfahrungswissenschaftlichen und theoretischen Fundus der Sozialwissenschaftler. So ergibt sich eine komplementäre Interessenlage, die uns auf dieser Tagung zusammenführt und die Gründung einer „Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung“ motiviert hat.

Mit dem Begriff „Eurozentrismus“ sollte die unreflektierte Verwendung von faktisch aus dem europäisch-amerikanischen Kontext stammenden sozialwissenschaftlichen Universalien problematisiert werden. Gemeint war damit nicht, daß wir uns während der Tagung in Sack und Asche ob unserer kulturellen Borniertheit hüllen wollten. Spätestens nach dem Referat von Fukuzawa/Müller wurde ersichtlich, daß der Eurozentrismus nicht nur ein Problem der Europäer und Amerikaner, sondern auch der Japaner selbst ist. Viele europäische Begriffe sind ja seit der Meiji-Zeit in Japan übernommen und japanisiert worden, haben aber in der japanischen Praxis stillschweigend eine andere Bedeutung gewonnen als die, die wir mit ihnen verbinden – eine Differenz, die oft weder uns, noch den Japaner selbst bewußt ist.

Indem wir uns diese unbekannte japanische Praxis exemplarisch an verschiedenen Themen klarmachten, suchten wir uns im reflektierten Gebrauch sozialwissenschaftlicher Konzepte zu üben. Aus der begriffskritischen Orientierung ergab sich auch die auf den ersten Blick erratisch wirkende Struktur des Programms, das weite Auseinanderklaffen der inhaltlichen Themen. Einige von Ihnen werden vielleicht fragen: Hätte man nicht eine „normale“ Tagung nur zum Thema der Freizeit oder des Rechts usw. vorbereiten sollen? Wir haben eine solche Themenstellung mit Absicht vermieden. Das heißt nicht, daß uns die inhaltlichen Themen, die wir aufgreifen wollen, gleichgültig wären. Aber es kommt uns nicht nur auf die inhaltlichen Themen an, sondern auch auf die Selbstreflexion unseres Zugriffs auf sie, die wir exemplarisch an bestimmten Zentralbegriffen der Sozialwissenschaften durchführen wollten. Ob dies gelang, wird sich erst erweisen müssen.